

schlechten Ernten in die Hände der wucherischen Mönche geraten waren und vor dem Ruin standen. Gerade die Führer der Bewegung schuldeten den Mönchen ungeheure Summen nach zentralasiatischen Vermögensbegriffen. Sie hofften durch die Rebellion von ihren Peinigern loszukommen oder zum mindesten einen Ablaß zu erhalten.

Die Mönche von Dunkur sind kleine Lebenskünstler. Ihr Heiligtum steht an einem wahrhaft idyllischen Ort. Dem Tempelgebäude gegenüber liegt ein kleiner Tannenwald am Berghang. Das Kloster steht 3100 m über dem Meer und weit und breit findet man sonst nur Weidengebüsch erhalten, das wenig höher als 1 m über den Boden sich erhebt. Dieser Tannenwald gehört zu dem Heiligtum. Seine Ruhe darf nicht gestört werden. Hasen und Murmeltiere haben darin in großer Zahl ihr Heim aufgeschlagen. Niemand ist es erlaubt, die Tiere zu jagen, denn nach der lamaistischen Lehre vom Zyklus aller Wesen können Seelen nach dem Tode gezwungen sein, in Tiere zu fahren, d. h. als Tiere wiedergeboren zu werden, weil sie den Versuchungen der Welt nicht standhielten. Sie brachten es also während ihres Menschenlebens nicht weiter zur Vollkommenheit und Heiligkeit, sondern sie dienten rückwärts, und man glaubt, daß diese armen Seelen meist nicht erst weite Reisen machen, sondern gleich in der Nähe wiedergeboren werden. Ein alter Priester zeigte mir ein kleines Murmeltier, das sich unweit von seinem Haus einen Bau gegraben hatte, und versicherte mich allen Ernstes: „Das ist mein Bruder gewesen, bevor er starb. Er war Priester dieses Klosters und hat zur Strafe für seine Verfehlungen in diesen Tierkörper ‚wechseln‘ müssen.“

Am 20. April, d. h. am 28. des III. tibetischen Mondmonats, besuchte ich das Kloster Dunkur, weil an diesem und an den folgenden Tagen ein Jahrmakkt dort stattfand und das Volk aus der ganzen Umgebung zusammengeströmt war. Man trank, betete und amüsierte sich königlich dabei. Auch Chinesen von unten aus Dankar und Hsi ning hatten sich eingefunden; diese waren freilich nur als Krämer und Garküchenbesitzer gekommen. Zu den tibetischen Festen zieht den Chinesen nicht sein Glaube, sondern sein Geschäftssinn. Der Chinese glaubt nicht blindlings wie der Tibeter alles, was die Lama sagen. Wohl ist auch er Buddhist, wohl ist der Chinese der Grenze im Glauben und ebenso in der Lebensführung und in den Sitten oft auffallend dem Tibeter ähnlich, ja vielfach scheint sich die tibetische und chinesische Bevölkerung — zumal da, wo beide Ackerbauern sind — enger zusammengehörig zu fühlen als die Chinesen und Mohammedaner, die sich ihrerseits ständig hassen und verachten. Es besteht aber, was den Charakter betrifft, schon gleich an der Grenze ein gewaltiger Unterschied auch zwischen Chinesen und Tibetern. Der Chinese ist viel skeptischer und kritischer veranlagt. Er zeigt bewußt den verfeinerten Kulturmenschen. Selbst der einfachste chinesische Landarbeiter fühlt sich als Angehöriger einer bevorzugten Rasse, eines großen und reichen Staates. Diese höhere Kulturstufe hat aber viele Sorgen mitgebracht, die der Tibeter, der „fan tse“, der Wilde oder Barbar, nicht kennt. Der Chinese zeigt sich schon immer wie der Europäer stolz auf tausend Kleinigkeiten, die ihn aber alle zusammen nur plagen. In dem viel schwereren Kampf ums tägliche Brot hat die Mehrzahl der Chinesen gegenüber dem Nachbar die natürliche Schlichtheit und Harmlosigkeit eingebüßt. Die Tibeter, voran die Nomaden, genießen weit mehr in ihren Freuden. Bei keinem Fest in China sah ich je so viele lustige